

Festversammlung
zum Jahresfest von CVJM und Evangelischer Gemeinschaft Freudenberg
am 14.10.1990
Vortrag von Walter Schmithals

Liebe Festversammlung,

„Bekümmert euch nicht; denn die Freude am Herrn ist eure Stärke.“

so lautet das Motto dieses Tages und an diesem Wort aus dem Nehemia-Buch (8, 10) will ich auch unsere Gedanken ausrichten.

Es ist sinnvoll, dies Wort zunächst in den Zusammenhang hineinzustellen, in dem es im Nehemia-Buch steht. Als das Volk Israel aus der babylonischen Gefangenschaft zurückgekehrt war, wurde ihm erlaubt, die Mauern der Stadt Jerusalem wieder zu befestigen, um Schutz zu haben gegen die missgünstigen Völker und Stämme der Umgebung – eine Situation, die der ähnlich ist, in der sich heute das Volk Israel befindet. Man arbeitet mit großem Fleiß Tag und Nacht, um den Schutz der Stadt zu gewährleisten, bevor die Gegner sich zu Gegenmaßnahmen zusammenfinden konnten und vollendete das Werk, wie es heißt, in 52 Tagen. Daraufhin feierte man einen Gottesdienst, in dessen Mittelpunkt die Vorlesung und die Auslegung der Worte Gottes stand. Alltag und Sonntag, so würden wir sagen, griffen ineinander, und als der Gottesdienst beendet war, sprachen Nehemia und Esra zur versammelten Gemeinde:

(9) Und Nehemia, der Statthalter, und Esra, der Priester und Schriftgelehrte, und die Leviten, die das Volk unterwiesen, sprachen zu allem Volk: Dieser Tag ist heilig dem Herrn, eurem Gott; darum seid nicht traurig und weint nicht! Denn alles Volk weinte, als sie die Worte des Gesetzes hörten. (10) Darum sprach er zu ihnen: Geht hin und esst fette Speisen und trinkt süße Getränke und sendet davon auch denen, die nichts für sich bereitet haben; denn dieser Tag ist heilig unserm Herrn. Und seid nicht bekümmert; denn die Freude am Herrn ist eure Stärke. (11) Und die Leviten trösteten alles Volk und sprachen: Seid still, denn der Tag ist heilig; seid nicht bekümmert! (12) Und alles Volk ging hin, um zu essen, zu trinken und davon auszuteilen und ein großes Freudenfest zu machen; denn sie hatten die Worte verstanden, die man ihnen kundgetan hatte.

In dem kummervollen Weinen des Volkes entlädt sich anscheinend die Spannung zwischen dem bedrohlichen Alltag und dem Sonntag, die auch wir oft schmerzlich erfahren, die Spannung zwischen dem Vorläufigen und dem Letzten, dem Vergänglichen und dem Unvergänglichen, dem mühseligen und oft ergebnislosen Tun unserer Hände und den Verheißungen Gottes, die Spannung zwischen dem „Ich elender Mensch“ und dem „Fürchte dich nicht, ich bin mit dir“, zwischen dem „Ich habe gesündigt wider den Herrn“ und dem „Dir sind deine Sünden vergeben“, die unendliche Spannung zwischen Tod und Leben.

Ob es Tränen der Trauer, der Ohnmacht, der Müdigkeit oder der Buße waren: Die Botschafter Gottes sagen dem Volk Gottes: „Bekümmert euch nicht“. Sie fordern es auf, inmitten dieser Spannung von Zeit und Ewigkeit ein fröhliches Fest zu feiern und zu genießen, was noch heute im Orient nach langem Fasten mit Freude genossen wird: Fette Speisen und süßen Trank, die besten irdischen Gaben. Bekümmert euch nicht. Esst und trinkt und seid guten Mutes; veranstaltet eine große Freudenfeier; denn die Freude am Herrn ist eure Stärke.

Das heißt: Die Freude am Herrn, die Zuversicht zu Gottes Wort, die Gewissheit des Glaubens füllt die Kluft zwischen dem Alltag und dem Sonntag aus und erlaubt uns, inmitten dieser Welt mit ihren und unseren vielfältigen Schwachheiten fröhlich und fleißig zu leben. Denn diese Freude „gibt dem Müden Kraft und Stärke genug dem Unvermögenden“ (Jes. 40, 29).

Wir wollen diesem Gedanken in einigen Schritten nachgehen:

Zunächst bedenken wir den Unterschied zwischen dem, was wir können und dem, was Gott kann; zwischen dem, was wir vorhaben und dem, was er mit uns vorhat; zwischen unserem Willen und seinem Willen. Eine Großtante von mir fügte ihren Briefen öfters die Abkürzung „s. G. w.“ ein. Mit dieser Abkürzung versehen wurde z. B. ihr Besuch für einen bestimmten Tag angekündigt. Als ich meine Mutter fragte, was „s. G. w.“ bedeute, sagte sie: „So Gott will“. Jene Großtante nahm also den Rat aus dem Jakobusbrief sehr wörtlich, man solle bei seinem Vorhaben sagen: „So der Herr will und wir leben, wollen wir dies oder das tun.“ (Jak 4, 15); „Denn“, so lautet die Begründung im Jakobusbrief, „Ihr wisset nicht, was morgen sein wird. Denn, was ist euer Leben? Ein Dampf seid ihr, der eine kleine Zeit währt, dann aber verschwindet er.“ (Jak 4, 14).

Matthias Claudius, der vor 250 Jahren geboren wurde, hat das in seinem bekannten Abendlied mit den schönen Worten ausgesagt:

„Wir stolzen Menschenkinder
sind eitel arme Sünder
und wissen gar nicht viel.
Wir spinnen Luftgespinste
und suchen viele Künste
und kommen weiter von dem Ziel“.

Dass der Mensch so wenig im Regiment seines eigenen Lebens sitzt und sich manchmal wie ein Boot vorkommt, das dem Steuer nicht gehorcht und von Wind und Wellen hin- und hergetrieben wird, mag ihn bekümmern, und es bekümmert ihn vor allem dann, wenn er die guten Überraschungen als selbstverständlich hinnimmt, die bösen aber als ungerecht ansieht. „Bekümmert euch nicht, denn die Freude am Herrn ist eure Stärke“.

Das heißt doch: Wer um die Gegenwart des lebendigen Gottes weiß, hat Kraft und Stärke genug, das Gute, das ihm widerfährt, mit Dank anzunehmen und zu nutzen, die Lasten, die ihm auferlegt werden, mit Geduld zu tragen und bei dem einen wie dem anderen darauf zu verzichten, zuerst zu wissen zu wollen, warum es so geschieht. Zur Freude am Herrn gehört, dass wir diese Frage ruhen lassen können. Manchmal beantwortet sie sich sogleich oder im Lauf der Zeit von selbst; inmitten des Dunkels leuchtet plötzlich ein Licht auf und wo alles unbegreiflich schien, zeigt sich Sinn, und Unverständliches wandelt sich zum Verstehen. Aber erzwingen kann und braucht man solche Antwort nicht.

Manchmal ist es auch hilfreich, nicht „Warum“ zu fragen, sondern „Wozu“; denn dann kann man die eine oder andere Antwort ausprobieren und statt des glücklichen oder unglücklichen Endes einen neuen Anfang gewinnen. Denn die Freude am Herrn ist ja keine alte Erinnerung oder ferne Hoffnung, sondern die Stärke an jedem neuen Tag, an jedem All-tag, der mit seinen Gaben und Aufgaben vor uns liegt.

Wenn die Freude am Herrn uns die Stärke zu solchen Entscheidungen gibt, so bedeutet das nicht, dass wir uns sicher sein können, richtige Entscheidungen zu treffen. Die Zukunft gehört uns nicht und die Folgen unserer Entscheidungen vermögen wir nur begrenzt zu überschauen; vor Irrtum sind wir auch bei gewissenhafter Abwägung nicht gefeit. Die Stärke, die aus der Freude am Herrn erwächst, besteht vielmehr gerade darin, dass wir den Mut haben, in eine ungewisse Zukunft hinein gewisse

Schritte zu tun, weil wir nicht auf uns, sondern auf Gottes Barmherzigkeit bauen. Zu solcher Stärke, die sich auch der Vergebung freut, gehört deshalb die Bereitschaft, die starrsinnige Rechthaberei fahren zu lassen und Fehler einzugestehen.

Auch dabei bleibt die Frage, warum der eine Weg gelingt und der andere scheitert, obwohl beide gut gemeint waren, und warum dem einen glückt, was dem anderen misslingt, oft unbeantwortet. Dass irdisches Glück und Unglück nicht der Spiegel göttlichen Wohlgefallens und göttlichen Zornes sind, wissen wir alle. Aber es scheint mir auch jenes Gleichnis zu viel sagen zu wollen, das man manchmal hört: Wir sähen, so heißt es, unser Leben von der Rückseite eines Bildteppichs, auf dem die Fäden sich sinnlos hin- und herziehen; Gott sieht es von der Vorderseite, wo sich alles zu einem schönen Bild zusammenfügt. Ich bin mir nicht sicher, ob die Rechnung unseres Lebens wirklich so glatt aufgeht.

Die Freude am Herrn – sozusagen jeder Sonntag – gibt uns die Stärke, jeden Tag so zu leben, als sei er unser erster und unser letzter, als Gottes Tag. Jeder Tag hat genug an Gaben und Aufgaben. Jeder Tag lädt ein zu Dank und zu Vertrauen, zum Bekenntnis der Schuld und zur Annahme der Vergebung. Die Zeit auszukaufen, ohne in den Tag hineinzuleben, das ist die Stärke, die die Freude am Herrn schenkt.

Ein weiterer Gedanke: Wir alle sind noch immer überrascht von den Ereignissen des letzten Jahres, vom Verschwinden des „eisernen Vorhangs“, dem Abbruch der Mauer in Berlin, von der wachsenden Gemeinsamkeit zwischen West und Ost. Die Nachkriegsepoche geht zu Ende und eine neue Phase der Geschichte – wir hoffen: eine friedliche – bahnt sich an. Zu den vielen Aspekten dieser weltgeschichtlichen Wende gehört auch und nicht zuletzt ein religiöser Aspekt. Der Sozialismus und Kommunismus, bzw. die marxistisch-leninistische Weltanschauung, die das Leben und Denken in Russland seit 1917 und im Ostblock seit 1945 regierte, war eine Ideologie, die mit religiösem Wahrheitsanspruch auftrat und überzeugt war, das Geheimnis der Geschichte entschlüsselt zu haben und im Begriff zu stehen, auf Erden das Reich Gottes – ohne – Gott zu errichten.

Unmittelbar am Anfang dieser Entwicklung stand eine Behauptung, mit der Karl Marx vor 150 Jahren eine seiner Schriften eröffnete: die Kritik der Religion sei im Wesentlichen beendet und sie ende „mit der Lehre, dass der Mensch das höchste Wesen für den Menschen sei“ (1843/44). Damit sei nun die Möglichkeit eröffnet, eine vollkommene, gerechte und glückliche Welt zu schaffen, zumal der technische Fortschritt, der vor 150 Jahren seine ersten großen Erfolge zeitigte, den Menschen die unerschöpflichen Reichtümer der Erde erschließen werde. Religion war für Karl Marx im Wesentlichen der christliche Glaube und darum hatte er ja recht, dass der christliche Glaube die Illusion einer vollkommenen und gerechten Welt nicht zulässt.

Der christliche Glaube weiß um die Unvollkommenheit des Menschen und um die Vollkommenheit Gottes, um die menschliche Schuld und die göttliche Vergebung, um die menschliche Unwissenheit und die Weisheit Gottes, um die irdische Finsternis und das himmlische Licht, um den Tod bei uns und das Leben bei Gott. Darum bekennt der christliche Glaube, dass diese Welt nicht aus eigener Kraft besteht, sondern durch Gottes Fürsorge, und dass sie lebt aus der Gnade, die in den Schwachen mächtig ist.

Jeder Mensch sehnt sich angesichts der Ungerechtigkeiten in dieser Welt nach einer gerechten Welt und angesichts des Leidens nach einer neuen Erde, in der Leid, Geschrei und Schmerz nicht sein werden. Aber wie sollten wir Menschen, die wir für die Zeit dieser vergehenden Welt die Verantwortung tragen, den Himmel auf Erden bringen können? Wie sollten wir ungerechten Menschen Vollstrecker der göttlichen Gerechtigkeit werden können?

Die Dichterin Gertrud von le Fort hat einmal gesagt, Gerechtigkeit sei in der Hölle, im Himmel die Gnade und auf Erden das Kreuz. Dass Gerechtigkeit in der Hölle sei, bedeutete für sie, dass der Mensch die Erde zur Hölle macht, wo immer er anfängt, sie mit himmlischer Gerechtigkeit zu erfüllen. Wir haben dies in meiner Generation in unserem Land zweimal erfahren. Einmal in den 12 Jahren von 1933 bis 1945, die mit dem Versprechen begannen, eine Zeit des Heils herbeizuführen und die mit unsagbaren Verbrechen endete. Dann in den 40 Jahren, in denen der östliche Teil unseres Vaterlandes auf den Weg zur klassenlosen Gesellschaft geführt wurde und am Ende nicht nur das äußere Elend offenkundig ist, sondern auch das innere sich tief eingefressen hat, so dass man mit Luther zu beten gehalten ist: „Behüt uns, Herr, vor falscher Lehr, das arm, verführet Volk bekehr“. Wo immer der Mensch zum letzten Gefecht aufruft, um das Böse endlich zu besiegen, ist der Sieg des Bösen schon programmiert.

Wer in dieser Situation die Freude am Herrn seine Stärke sein lässt, wird nicht müde, das mehr oder weniger geringe Maß an Gerechtigkeit herzustellen, das in seinen Händen liegt, aber er ist zugleich stark genug, in der Ungerechtigkeit dieser Welt auszuharren und nicht so vermessen zu sein, in seine Hand zu nehmen, was allein in Gottes Hand liegt.

Gerechtigkeit ist ein Geschenk Gottes an den ungerechten Menschen, die derjenige nicht empfangen kann, der seine eigene Gerechtigkeit aufrichtet. Insofern ist Gottes Kraft in den Schwachen mächtig und seine Gerechtigkeit bei denen, die sich ihrer Ohnmacht nicht schämen.

Ich nehme diesen Gedanken noch für eine weitere Überlegung auf: Solange wir zurücksehen können, haben sich die Menschen, von der Aufgabe der Erziehung dazu genötigt, Gedanken darüber gemacht, auf welche Weise man am besten den Menschen zu einem rechten Menschen erziehen könne, und die Antworten auf diese Frage waren immer eingespannt in die beiden Extreme einer autoritären und einer antiautoritären Erziehung: Auf der einen Seite setzt man auf die strenge, formende Hand des Erziehers, auf der anderen Seite auf die freie Entfaltung der im Menschen selbst angelegten Möglichkeiten. Ich will mich nicht näher auf diese facettenreiche pädagogische Frage einlassen, sondern dazu nur bemerken, dass hier wie so oft die Extreme in die Irre führen, und dass wir zwischen Freiheit und Zwang, zwischen Vorbild und Bildung einen Weg zu suchen haben, der nie ein für alle Mal festliegt und nicht bei allen Menschen gleich sein kann, sondern in allen Erziehungsfragen stets neu gewählt werden muss. Wir wissen, dass das keine leichte Aufgabe ist und dass wir unsere menschlichen Unvollkommenheiten selten so deutlich empfinden wie bei den Misserfolgen unserer Erziehung, die ein besonderes Feld der Bewährung dafür darstellt, dass die Freude am Herrn unsere Stärke ist, wenn wir nämlich darauf vertrauen, dass Gott auch diejenigen nicht aus seiner Hand fallen lässt, die wir nicht festhalten können.

Doch möchte ich einen anderen Gedanken in den Vordergrund stellen. Wie auch immer dieser oder jener seine Erziehung anlegt, stets haben wir das Beste für den anderen im Sinn. Wir wollen einen „rechten“ Menschen erziehen. Aber was ist das Beste? Wenn wir uns selbst prüfen, und um diese Beobachtung geht es mir, werden wir feststellen, dass wir den anderen in der Regel nach unserem Bild zu bilden versuchen. Wir setzen ein Maß für den anderen, meist das Maß eines idealen Menschen. Er möge so sein, wie wir gerne hätten sein wollen. Und je mehr man heute seine Hoffnungen in das eine Kind setzt, das man hat, umso bestimmter will man es nach dem eigenen Bild prägen.

Wir sind zufrieden, wenn er diesem Bild entspricht, und enttäuscht, wenn das wie meistens nicht der Fall ist. Wir sind enttäuscht, wenn wir unsere eigenen Fehler an unseren Kindern wiederentdecken, wenn sie nicht den Beruf wählen, den wir für richtig halten, wenn ihre moralischen Maßstäbe nicht unseren entsprechen, wenn sie eine andere politische Meinung haben, wenn sie mit Menschen

umgehen, vor denen wir sie lieber ferngehalten hätten, oder wenn sie, was besonders schmerzlich sein kann, nicht auf dem Weg des Glaubens nachfolgen, den wir ihnen vorgezeichnet haben.

Wenn die Freude am Herrn unsere Stärke ist, dann sind wir stark genug, das Bild, das wir vom Menschen haben, zurückzustellen hinter dem Bild, nach dem Gott den Menschen geschaffen hat. Ich erlebte vor einiger Zeit im engsten Bekanntenkreis, wie in einer zerrütteten Ehe beide Elternteile versuchten, das jüngste Kind nach ihrem Bild zu bilden und dass sich dieses Kind, ein 15-jähriges Mädchen, nicht anders zu helfen wusste als dadurch, dass es sich selbst das Leben nahm.

Wenn es in der Schöpfungsgeschichte heißt: „Gott schuf den Menschen zu seinem Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn“ (Gen. 1, 27), so mag uns dieser Satz daran erinnern, dass wir nicht gut daran tun, unser gut gemeintes Bild vom Menschen auch schon mit dem gleichzusetzen, was Gott mit dem Menschen vorhat.

Die schwarzen Künstler in Afrika stellen Jesus als einen Schwarzen dar und die chinesischen Künstler als einen Chinesen. Sie bringen damit zum Ausdruck, dass Gott Mensch geworden ist und damit das Bild jedes Menschen trägt, der sich ihm anvertraut.

Die Freude am Herrn erlaubt uns, dem Bild Gottes vom Menschen mehr Raum zu geben als unserem Menschenbild und, auch wenn uns das im Einzelnen oft nicht einleuchtet, darauf zu vertrauen, dass Gott auch auf krummen Linien gerade schreibt. Christliche Erziehung sollte deshalb vor allem auf das Vorbild vertrauen, ohne sogleich und immer ein Abbild zu erzeugen.

Indem ich dies sage, bin ich zugleich bei einem weiteren Gesichtspunkt, unter dem wir die Losung betrachten wollen: „Bekümmert euch nicht; denn die Freude am Herrn ist eure Stärke“. Es geht mir um den missionarischen Aspekt dieser Losung.

Man hört heute oft, wir lebten in einer nachchristlichen Gesellschaft. Wer in der Großstadt Berlin lebt und wer in diesen Monaten in die Städte und Dörfer der DDR fährt, dort die Menschen und auch die Gottesdienste besucht, ist in der Tat beeindruckt und bedrückt von der Entchristlichung der Menschen, von dem Abbruch christlicher Tradition. Was in der Zeit von 1933–1945, obwohl es versucht wurde, nicht gelang, ist in der DDR weitgehend eingetreten und schreitet bei uns, wenn auch aus gänzlich anderen Gründen, gleichfalls fort.

Für diese Situation ist kennzeichnend, wie schon das Wort „nachchristlich“ sagt, dass der christliche Glaube, wo er schwindet, nicht durch eine neue Überzeugung abgelöst wird, sondern ein Vakuum hinterlässt, das von Skepsis, Nihilismus, ein „in den Tag hineinleben“, Verdrängung der Probleme und von Träumen bestimmt wird. Es ist ja bezeichnend, dass man, um diese Situation zu bezeichnen, noch den Begriff „christlich“ benötigt: nach-christlich. Was von den Fünftausend gesagt wird, die Jesus lehrte und speiste, weil sie ihn jammerten, „denn sie waren wie Schafe, die keinen Hirten haben“ – das gilt auch für den Menschen unserer Zeit.

Wenn wir noch einmal einen Blick in die DDR werfen, so hat dort ein sozialistisches System mehr als 40 Jahre versucht, nicht nur die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse zu bestimmen, sondern auch das Denken und Fühlen, ja, den Glauben der Menschen neu auszurichten, und da man überzeugt war, im Besitz der ewigen Wahrheit der Weltgeschichte zu sein, hat man sich nicht gescheut, dazu vielerlei Zwang anzuwenden. Wo die christliche Botschaft, wo sie sich nicht selbst missversteht, den Menschen das Angebot des Glaubens macht, versuchte man im Sozialismus, die Menschen in ein vermeintlich besseres und wahres Leben zu zwingen.

Wir erleben heute das Scheitern dieses Unterfangens, doch das Scheitern hinterlässt eine große geistige Leere, von der wir noch nicht wissen, wie sie sich dann zeigen wird, wenn einmal die drängenden Sorgen des täglichen Lebens überwunden sein werden. Die christliche Gemeinde hat

sich in den vergangenen 40 Jahren als eine schrumpfende Schar bewahrt und bewährt, doch ist noch nicht zu erkennen, ob und wie sie das Vakuum, das um sie herum entstanden ist, und auch manch tief eingefressene eigene Resignation wird überwinden können.

Nun möchte das, was wir in der DDR besonders intensiv beobachten können, nur beispielhaft für unsere gesamte Situation sein, eben für ein nach-christliches Zeitalter, und für alle, die mit Ernst Christen sein wollen, stellt sich die Frage, wie man dieser Situation am besten begegnet. Es kann ja nicht damit getan sein, sich auf den eigenen Besitz zurückzuziehen und für sich selbst zu bewahren, was sich auch bei den Vätern bewährt hat. Die Gemeinde Jesu Christi weiß sich zu denen gesandt, die wie Schafe ohne Hirten sind, um ihnen das Brot des Lebens vorzulegen.

Damit aber befinden wir uns wieder in der Situation der frühen Christenheit. Sie lebte in ähnlich äußeren Umständen wie wir. Das erste Jahrhundert nach Christus war eine Zeit des Friedens, des Wohlstandes, der offenen Grenzen und damit zugleich kulturellen Vielfalt und einer Fülle religiöser und weltanschaulicher Angebote. Im römischen Reich, das vom Schwarzen Meer bis zum Atlantik, vom Nil bis nach England reichte, lösten sich die gewachsenen Ordnungen und Bindungen auf. Die gewohnten Traditionen verfielen und jedes Haus, ja oftmals schon jeder Einzelne musste seine Orientierung selbst suchen. Diese Situation war auch die Voraussetzung dafür, dass das Evangelium in ein bis zwei Generationen vom fernen Palästina bis nach Spanien und an den Rhein laufen konnte.

Fragen wir, warum sein Lauf gesegnet war und bis heute gesegnet ist, so müssen wir antworten: Weil der Weg des Evangeliums in dieser Welt Gottes eigener Weg ist; insofern schauen wir nicht auf Menschenwerk, sondern auf Gottes Werk. Auf das menschliche Tun aber blicken wir, wenn wir fragen, wie sich das Evangelium unter Menschen von der hoffnungslos kleinen Schar der Christen ausgehend durchsetzte, von der das Wort gilt: Sie waren wie Schafe, die keinen Hirten haben.

Auf diese Frage kann man mit unserer Losung antworten: Die Freude am Herrn war ihre Stärke. Das heißt konkret: In ihrer – menschlich gesehen: hoffnungslosen – Lage warben die Christen für ihren Glauben weniger mit der Überredungskraft ihrer Worte und mehr mit der Überzeugungsstärke ihres gelebten Lebens. In einer durch Frieden und Wohlstand äußerlich gesicherten und zugleich durch die Fülle der sich überkreuzenden geistigen und religiösen Strömungen innerlich verunsicherten Welt gingen sie inmitten von Anfechtungen und Verfolgungen mit aufrechtem Gang ihren gewissen Weg. Sie verstanden sich als das Licht der Welt, aber sie traten nicht zum Angriff auf diese Welt an. Sie wussten vielmehr, dass „die Stadt, die auf dem Berge liegt, nicht verborgen bleiben kann“, wie es in der Bergpredigt heißt. Darum versteckten sie sich nicht und stellten ihr Licht nicht unter den Scheffel. Sie machten sich bekannt und folgten dem Rat, den wir im 1. Petrusbrief lesen: „Seid allezeit bereit zur Rechenschaft vor jedermann, der von euch Grund fordert der Hoffnung, die in euch ist, und das mit Sanftmut und Gottesfurcht“ (1. Petrus 3,15).

Sie zeigten sich in einer orientierungslosen Welt orientiert, gehalten und geführt von ihrem Glauben. Sie ließen sich darauf ansprechen und gaben Auskunft und nahmen dadurch andere auf ihrem Weg mit, bis sich schließlich auch der Kaiser taufen ließ. Es gibt in der Christenheit immer Zeiten der großen Werke, sei es der bedeutenden theologischen Werke, sei es der wirkungsvollen erweckenden Predigt. Solche Zeiten sind Zeiten der Vergewisserung und des neuen Aufbruchs.

Mission beginnt dagegen selten mit dem mächtigen Wort und in der Regel mit dem eigenen lebendigen Beispiel und der sichtbar gelebten Freude am Herrn; und darauf folgend das darauf als Antwort erwachsende Wort, das erklärt, überzeugt und überführt. Wer mit seinem Wissen und den Worten anfängt, steht oft vor der beschämenden Frage, wie es denn mit seinem Leben aussieht; wer mit dem Leben anfängt, braucht sich um die Stärke seines Wortes nicht zu sorgen.

„Die Freude am Herrn ist eure Stärke“. Gehe deinen Weg so, dass der Name Gottes um deinetwillen nicht gelästert, sondern geehrt und gepriesen werde. Sei allezeit bereit, jedermann Rechenschaft zu geben, der nach dem Woher und Wohin deines Weges fragt. Tue das „mit Sanftmut und Gottesfurcht“, hörend mehr als redend, nicht selbstsicher, sondern mit Verständnis für eine Welt, die es schwer hat, sich zu orientieren, und für die Menschen, die so viele Stimmen hören, und vertraue darauf, dass Gott die Macht hat, die Stärke, die in solchem Vorbild liegt, auch und dann noch wirksam werden zu lassen, wo du es gar nicht mehr sehen kannst.

Das gilt für jeden einzelnen von uns in den engsten Beziehungen, in denen wir leben und in denen wir es besonders schmerzlich erfahren, wenn die, die uns nahestehen, ihre eigenen Wege gehen. Wir haben keine größere Stärke als die eines guten Beispiels.

Das gilt aber auch unter den christlichen Gemeinden und Gemeinschaften. Sie sollen ohne Eifer und mit Gelassenheit ihren Weg in einer Welt gehen, die, je schneller sie sich wandelt, umso mehr auf hilfreiche Orientierung angewiesen ist, auf neue Wege, die, sollen sie nicht in die Irre führen, doch die alten Wege sein müssen. Die Zukunft liegt nicht in unseren Händen, aber wir wissen, woher wir kommen und was es darum zu bewahren gilt: Die Freude am Herrn ist unsere Zuversicht und unsere Stärke.

Dieser Vortrag wurde durch Alexander Bauer (faktura Berlin gGmbH) von einem handschriftlichen, nicht vollständig ausgearbeiteten Manuskript in eine lesbare Form übertragen und durch die Herausgeberinnen von walterschmithals.de vorsichtig überarbeitet und ergänzt.